Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 14 (1920)
Heft: 7

Artikel: Kameradschaft, Freundschaft und Liebe zwischen Mann und Frau
Autor: Ragaz, Clara
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-134670

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sen, im festen Bewußtsein, daß sie uns jenem Zustand entgegendrängt, da Eine Herde ist unter dem Einen Hirten; da sich immer mehr erweisen wird, daß das Wahre im „neuen Katholizismus", das Wahre im „alten Katholizismus" war, und daß man drum eigentlich weniger von einem neuen Katholizismus reden sollte, sondern vielmehr von einem Hervorbrechen des Katholizismus. Auch hier gilt's:

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre — faß es an!

Otto Gilz.

Kameradschaft, Freundschaft und Liebe zwischen Mann und Frau.[1]

Verehrte Anwesende!

Wir leben in einer Zeit ungeheurer Spannungen, ungeheurer Kämpfe, ungeheurer Entscheidungen. Wir haben vier Jahre lang dem gewaltigen militärischen Kampf zweier riesiger Mächtegruppen beigewohnt. Dieser Kampf ist vorläufig erledigt; aber wir alle wissen, daß der Friedensvertrag von Versailles nur ein vorläufiger Entscheid sein kann, so oder so. Das heißt, wir wissen: Entweder muß eine ganz neue Ordnung der Beziehungen der Völker zu einander entstehen, eine Ordnung, die auf Recht statt Macht gegründet ist und die darum ohne Weiteres einen von der Gewalt diktierten und von der Ohnmacht akzeptierten Vertrag ungültig macht. Oder die Menschheit glaubt weiter an das alte System der Macht, die das oberste Recht ist, und die heute unterdrückten Völker werden all ihre Kraft und all ihr Streben darauf richten, mit der Gewalt der Waffen sich Recht zu schaffen.

Und ob dieser Kampf so oder so entschieden werde, hängt wieder aufs engste zusammen mit der Art wie die Völker und Staaten in ihrem Innern regiert werden. Auch hier, in jedem einzelnen Lande, ringen in mehr oder weniger klarer oder verhüllter Form die beiden Systeme miteinander: Macht oder Recht. Auch bei uns in der Schweiz, wo wir ja der Form nach wenigstens für den männlichen Teil der Bevölkerung uns zur Demokratie bekennen, wo wir Referendum, Initiative und proporzionales Wahlverfahren haben, wird auf dem Gebiete der Politik doch das der Entscheidungskampf sein, ob wir diese Gerechtigkeit, die durch diese äußern Formen im Prinzip anerkannt ist, auch dem Geiste und der Gesinnung nach verwirklichen wollen und zu verwirklichen vermögen.

---

[1]) Vortrag, gehalten in der Christlichen Studentenvereinigung Zürich.

Und noch wichtiger vielleicht als diese Fragen der äußeren und innern Politik sind die Entscheide, die in den wirtschaftlichen Kämpfen fallen. Ob es uns gelingen wird, im wirtschaftlichen Leben das Streben nach unbegrenzter Ausbeutung einerseits und nach unbegrenzten Forderungen anderseits überzuleiten in die Bereitschaft zu einem gegenseitigen Arbeiten füreinander? Ob es uns gelingt, die Anarchie der Profitwirtschaft zu ersetzen durch eine allen Menschen dienende Bedarfswirtschaft?

Das sind Fragen, von denen Tod und Leben der Menschheit abhängt; noch haben sich bei uns die Wogen der Leidenschaft nicht als eine verheerende Flut über das Land ergossen; aber daß die Wellen steigen, muß auch das blödeste Auge erkennen, und angenommen auch, sie könnten bei uns zurückgedämmt werden, so wird doch die Flut, die jenseits unserer Grenzen immer höher steigt, auch unser Land überschwemmen. In den Kämpfen, die jetzt bevorstehen, wird kein Land das Glück haben, als stille Insel sein friedliches Dasein weiterzufristen. Das sind Welt- und Menschheitskämpfe, die jedes Volk, jedes Geschlecht, jede Klasse, jede Altersstufe jeden einzelnen Menschen in irgend einer Form berühren.

In diese Welt der Kämpfe ist unsere Jugend, sind Sie hineingestellt. Soll man sie deswegen bemitleiden oder sie dazu beglückwünschen? Man hat wohl für beides Grund. Man verknüpft mit dem Begriff der Jugend gern sorgloses, freudiges Genießen, überquellenden Uebermut, und die passen nicht gut in diese erschütterte und zertrümmerte Welt hinein. Es gibt ja freilich einen jugendlichen Uebermut und Leichtsinn, der sich über alles hinwegsetzt, der auf Trümmern und Vulkanen und neben Leichenhaufen tanzt, den nichts kümmert als die eigne Lust, die eigne kurze Daseinsfreude. Aber um diesen blinden und verblendeten Leichtsinn können wir die Jugend nicht beneiden; er beruht ja doch nur auf einer gewollten oder ungewollten Selbsttäuschung, Selbstbetäubung, der bald ein tiefes Erwachen zur Wirklichkeit folgen muß. Aber wir verbinden mit dem Begriff der Jugend auch gern frisches Wagen, mutiges Kämpfen, Entdecker- und Forscherlust. Und das sind nun allerdings Neigungen und Gelüste, die heute reichlich befriedigt werden können. Wenn wir bloß auf die alte versinkende Welt zurückblicken, dann sagen wir: Arme Jugend, die du um deine Jugend betrogen wirst, die du von Not und Entbehrung, Haß und Zerissenheit umgeben, die du auf ein leckes Schiff geraten bist, auf dem Mannschaft und Steuermann miteinander im Kampfe liegen, statt daß sie miteinander versuchten, das Schiff flott zu machen und es neuen Ufern zuzusteuern! Wenn wir aber an die Möglichkeiten denken, die gerade durch diesen Zusammenbruch der alten Welt uns gegeben sind, dann möchten wir doch ausrufen: Glückliche Jugend, die du von so vielem alten Ballast befreit bist, die du gerade durch die Obdachlosigkeit und Heimatlosigkeit, durch den Zerfall dessen, was gestern war und die Unsicherheit

dessen, was heute ist, gezwungen wirst, dir eine neue Welt zu bauen!

Nicht, daß ich meinte, die Jugend allein könnte diese Welt aufbauen; nein, die Aufgaben sind so ungeheuer groß, daß keine Hand müßig, keine Geisteskraft unbenützt bleiben dürfte. Was Sie vor uns Aelteren voraus haben, ist nur das, daß Sie mit junger Kraft an die Arbeit gehen und ihr ein ganzes Leben widmen können, während wir einen Teil unserer Kräfte und unseres Lebens dazu verbraucht haben, gegen die Schranken anzurennen, die jetzt in den Erschütterungen der Weltstürme zusammenstürzen.

Freilich, alle Schranken sind auch heute noch nicht gestürzt. Davon können gerade wir Frauen, wir Schweizerfrauen im Besonderen reden. Wenn wir an irgend eine der großen Aufgaben unserer Zeit herantreten wollen, so finden wir uns überall gehemmt durch die ungleiche Stellung, die Mann und Frau im öffentlichen Leben noch einnehmen. Am deutlichsten tritt das zu Tage in der politischen Unmündigkeit, in der wir immer noch gehalten werden, während rings um uns herum die Frauen die politische Gleichberechtigung entweder erhalten haben, oder sie doch in Bälde erwarten dürfen. Aber das ist gewissermaßen nur das äußere Kennzeichen für unsere Stellung überhaupt. Wenn wir näher zusehen, so ist doch auch auf jenen Gebieten, auf welchen die Schranken scheinbar gefallen sind, die Frau immer noch benachteiligt gegenüber dem Mann. In der Wissenschaft, ja, stehen ihr Gymnasien zur Verfügung, sind ihr die Universitäten geöffnet; aber für ihre spätere Laufbahn bieten sich der Frau immer noch viel weniger Möglichkeiten als dem Manne. Denken Sie sich zum Beispiel die verschwindend kleine Zahl von weiblichen Dozenten an unsern Universitäten, von weiblichen Aerzten an unsern Spitälern; denken Sie, von wie vielen Aemtern die Frau noch ausgeschlossen ist! Auch abgesehen von den wirtschaftlichen Berufen nimmt die Frau im Berufsleben fast überall eine weniger günstige Stellung ein. Sie ist überall im öffentlichen Leben noch mehr oder weniger Eindringling, höflicher ausgedrückt Gast. Auch in der Gesellschaft ist sie durchaus noch nicht das selbstverständlich gleichberechtigte Mitglied wie der Mann. Gewiß hat sich auf allen Gebieten sehr viel gebessert; sie wird überall ernster genommen: in der Politik, in der Wissenschaft und im Wirtschaftsleben, und als Rolle zuerkannt wird, möchte ich die Stellung der unverheirateten Frau anführen, die ganz entschieden eine andere geworden ist, als ein Zeichen dafür, wie auch in der Gesellschaft ihr eine würdigere sie es noch vor einigen Jahrzehnten war. Die blöden Witzeleien über die alte Jungfer fristen jetzt wohl nur in den Fliegenden Blättern und an den Biertischen, diesen doch auch langsam absterbenden „Kulturblüten" des XIX. Jahrhunderts ihr ödes Dasein. Das bedeutet aber mehr, als man so obenhin annimmt; es bedeutet, daß man endlich einmal anfängt, die Frau unabhängig vom Mann als eine selbständige Persönlichkeit zu schätzen. Denn, warum wurde

die alte Jungfer verspottet? Weil man gewohnt war, die Frau nur als Anhängsel des Mannes zu taxieren. Wo man daher ein unglückliches Wesen fand, dem es nicht gelungen war, seinen einzigen Daseinszweck zu erfüllen, fühlte man sich sofort berechtigt, diese Halbheit, nein weniger als Halbheit eines Menschen ihren Mangel an Daseinsrecht spüren zu lassen.

Darin sind wir heute weiter; die Frau wird mehr als früher als selbständiges Wesen gewertet. Daß dem so ist, verdanken wir der Frauenbewegung, dieser Freiheitsbewegung, die wie jede echte Freiheitsbewegung, darauf hinzielt, den Menschen als Menschen zur Geltung zu bringen.

Auch sie hat ihr Ziel noch lange nicht erreicht, und an ihr teilzunehmen, halte ich darum auch für eine der großen und wichtigen Aufgaben, die unserer Zeit und damit auch unserer Jugend gestellt sind.

Nun haben Sie aber gar nicht begehrt, mich von den großen Aufgaben der Zeit reden zu hören. Sie haben mir eine ganz andere Aufgabe gestellt. Sie haben gewünscht, ich möchte mit Ihnen über ein viel persönlicheres Problem sprechen, über eines, das Sie viel näher berührt und gerade heute näher berührt als die großen Weltziele, Weltkämpfe und Weltaufgaben. Die Neuordnung der internationalen Beziehungen, die Umgestaltung der inneren Politik, die Umwandlung der sozialen Ordnungen, die Gleichberechtigung von Mann und Frau, das sind Fragen, die Sie morgen beschäftigen können; aber heute möchten Sie über etwas ganz Anderes ins Klare kommen. Nicht der gemeinsame Kampf von Mann und Frau um eine Neuorientierung der äußeren und inneren Politik, des Wirtschaftslebens, vielleicht auch der Wissenschaft interessiert Sie heute, auch nicht der Kampf der Frau um die Gleichberechtigung mit dem Manne auf dem Gebiete der Politik, des Wirtschaftslebens, der Wissenschaft, der Gesellschaft. Was uns heute abend beschäftigen soll, ist einfach die Frage der Beziehungen von Mann und Frau in ihrem persönlichen Leben, und es hat vielleicht die eine oder die andere von Ihnen sich gefragt, ob sie oder ich uns im Gegenstand geirrt hätten, wenn ich einen scheinbar so fernab liegenden Ausgangspunkt für unser Thema wie die Schilderung unserer heutgien Weltlage gewählt habe.

Dieser Ausgangspunkt liegt aber nur scheinbar fernab. Bei näherem Zusehen bildet er gerade den Knotenpunkt dessen, was Sie mich heute Abend zu behandeln baten.

Wenn das Verhältnis der Geschlechter zu einander ein so großes Problem geworden ist heute, so ist das eben auf die große Veränderung zurückzuführen, die überhaupt in den Beziehungen der Menschen zu einander vorgegangen ist. Früher spielte die Familie noch eine ganz andere Rolle als heute; die Verhältnisse waren enger und kleiner, so daß sich leicht und natürlich gesellige Beziehungen an-

knüpften und durch Generationen durchführten, der Mann hatte als der Ernährer der Familie sein bestimmtes Arbeitsgebiet und die Frau als die Hausmutter ihr reiches und doch auch wieder abgegrenztes Tätigkeitsfeld; sie stunden sich im Allgemeinen nicht als Konkurrenten gegenüber, sondern bildeten in der Familie eher etwas wie eine Arbeitsgemeinschaft; außerhalb derselben trafen sie sich mehr in froher Geselligkeit, bei Volks- und Familienfesten; die Arbeitsgebiete gingen viel weniger ineinander über und boten daher weniger Anlaß zu Reibungen. Die Kinder wieder lebten in einem ganz andern Verhältnis miteinander. Man sprach noch nicht viel von Koedukation; aber man ließ Buben und Mädchen lustig miteinander aufwachsen, in den Kinderjahren sich prügeln und sich vertragen, in der Jugendzeit sich lieben und sich necken und sehr früh auch schon sich lieben und sich verheiraten.

Vergleichen Sie damit das Leben unserer städtischen Kinder, unserer städtischen Jugend! Ja, man geht zusammen in die Schule; aber man kennt sich nicht; man kann sich auch nicht als Einheit fühlen; denn heute tritt der eine ein und morgen der andere aus und übermorgen wird man vielleicht selbst durch einen Wohnungswechsel in eine andere Schule versetzt. Und außer der Schule ist wieder wenig Zusammenhang da, weil man zu weit entfernt von einander wohnt und weil, was noch viel schwerer ins Gewicht fällt, unsere Mietwohnungen nicht einmal recht auf Kinder, geschweige denn auf Kinderhorden eingerichtet sind. Und unsere Gassen und Straßen und sogar die Spielplätze bieten eigentlich furchtbar wenig Verlockendes zu gemeinsamen Unternehmungen und Abenteuern. So wächst man auf in ziemlich getrennten Lagern; die Buben suchen Kameradschaft unter ihren Geschlechtsgenossen und die Mädchen schließen, wenn das Glück ihnen wohl will, unter sich Freundschaftsbündnisse von mehr oder weniger großer Dauerhaftigkeit. Ein freier natürlicher Verkehr zwischen den Geschlechtern entwickelt sich fast nur dort, wo das Elternhaus weit und weitherzig genug ist, um Kameraden und Freundinnen der Kinder frei und freundschaftlich aufzunehmen. Aber wie selten sind die Elternhäuser, die das heute noch können!

Dann, in der Zeit der Berufsausbildung, wird man wieder aufs neue zusammen- und durcheinandergewürfelt. Der junge Fabrikarbeiter und die junge Fabrikarbeiterin treffen sich im Fabriksaal, der junge Banklehrling mit der Banklehrtochter im Bureau, Künstler und Künstlerin auf der Akademie, Student und Studentin im Hörsaal. Man ist jetzt nicht mehr Mitschüler und Mitschülerin, man ist jetzt Kollege und Kollegin, Kommilitone und Kommilitonin. Ein Zusammengehörigkeitsgefühl wird auch da vorerst nicht bestehen. Man kennt sich nicht, man ist eine zusammengewürfelte Gesellschaft, ja zum Teil mag man sich auch da schon etwas feindselig gegenüberstehen, weil man gegenseitig ineinander den künftigen Konkur-

renten sieht. Anderseits ist aber doch hier die Möglichkeit zu einer wirklichen Kameradschaft gegeben.

Unter Kameradschaft verstehe ich ein gutes, freundliches Zusammenarbeiten zweier Arbeitsgenossen während der Arbeitszeit, das sich dann aber auch über die Arbeitszeit hinaus in das Privatleben erstrecken kann. Nehmen wir die beiden Extreme: Fabrik und Hörsaal! Die jungen Leute im Fabriksaal sind freilich kaum durch ein gemeinsames Interesse an der Arbeit verbunden; ihre Gemeinsamkeit besteht vielmehr in der Gemeinsamkeit des Schicksals, das ihnen keine ander Wahl gelassen hat, als sich demjenigen Broterwerb zuzuwenden, der ihnen am nächsten lag, weil er keine Vorbildung und keine lange Lehrzeit verlangte. Ihre Interessegemeinschaft liegt viel eher außerhalb des Fabriksaals in der Gewerkschaft, in der politischen Bewegung, wo sie miteinander für die Verbesserung des Loses ihrer Klasse arbeiten. Immerhin kann auch während der Arbeitszeit ein Miteinander- oder Gegeneinanderarbeiten die Arbeit erfreulicher oder unerquicklicher gestalten. Beim Studenten und der Studentin dürfen wir dann schon eher annehmen, daß auch eine Gemeinsamkeit der Neigungen und Fähigkeiten sie zu dem gemeinsamen Studium geführt habe und daß darum das gemeinsame Interesse an der Arbeit schon den Grund zu einem kameradschaftlichen Verhältnis lege. Es ist hier anders als in der Schule, in die der Begabte und der Unbegabte, der Geistig-Wache und der Geistig-Träge von Staats wegen hineingepfercht werden. Gewiß haben wir auch in den Hörsälen der Universität Unbegabte und Geistig-Träge, die mehr aus Versehen oder vielleicht gerade aus geistiger Trägheit hineingerutscht sind, weil sie nicht beweglich genug waren, sich einen Beruf auszuwählen, der etwas außerhalb der Sphäre ihres Bekanntenkreises lag; aber im Allgemeinen darf man doch annehmen, es bestehe ein gewisses Band gleicher wissenschaftlicher Interessen zwischen den Hörern einer Fakultät, wenigstens. Wenn nun auf Grundlage solch gemeinsamer gewerkschaftlicher, politischer oder wissenschaftlicher Interessen unsere jungen Leute beider Geschlechter in echter Kameradschaftlichkeit miteinander verkehren können, so betrachte ich das als etwas sehr Schönes, als etwas, was unsere Zeit vor früheren Zeiten voraus hat. Es ist dann auch ganz natürlich, wenn die Kameradschaftlichkeit in der Arbeit, sei es nun gewerkschaftliche, politische oder wissenschaftliche Arbeit, zu einer Kameradschaftlichkeit in den Erholungsstunden führt, wenn die jungen Leute, die in der Arbeit sich treffen, sich auch zu gemeinsamen Wanderungen, Kunstgenüssen, zu Sport und Spiel zusammenfinden. Ein solcher freier ungezwungener Verkehr zwischen jungen Männern und jungen Mädchen kann ebenso viel zur Lösung der Frauenfrage beitragen, wie eine ganze Reihe von Vorträgen und Gesetzesbestimmungen. Denn wenn einmal die jungen Leute gelernt haben, in Arbeit und Erholung als gleichwertige Gefährten einander gegenüber zu stehen,

so ist der Schritt nicht mehr weit zu einer Gleichstellung von Mann und Frau überhaupt.

Aber ist ein solcher Verkehr möglich? Nicht nur engherzige alte Philister und engherzigere alte Philisterinnen fragen sich das, nein, auch aufrichtige Freunde jeder Freiheitsbewegung und darum auch dieser Freiheitsbewegung müssen sich immer wieder wappnen gegen Zweifel, die ihnen in dieser Hinsicht aufsteigen, weil immer wieder schlimme Auswüchse solch kameradschaftlichen Verkehrs zu beobachten sind. Wir müssen uns ja auch gar nicht wundern, wenn es unsern jungen Leuten noch schwer fällt, sich wirklich als Kameraden zu fühlen gegenüber den Vertretern des andern Geschlechtes. Einmal ist ein Unterschied da in den Geschlechtern, es ist die Möglichkeit anderer Beziehungen als das der Kameradschaftlichkeit vorhanden und dann tut die liebe Umwelt auch alles dazu, um eine noch vorhandene Unbefangenheit zu stören. Dazu kommt unsere ganze ungesunde und unnatürliche Lebensweise, die Hast und Hetze unseres täglichen Lebens, das Aufreizende unserer Vergnügungen; da ist es nur zu begreiflich, wenn in dieser Atmosphäre nicht leicht eine gesunde Pflanze gedeiht.

Darum ist auch hier wieder die Frage der Beziehung der Geschlechter zu einander in die ganze große Frage der Erneuerung unserer Gesellschaftsordnung hineingestellt. Schaffen wir gesundere Verhälthältnisse und es wird auch dieser Keim einer neuen Beziehung der Geschlechter zu einander sich freier entfalten können. Umgekehrt aber ist auch unter den heutigen Verhältnissen ein kameradschaftliches Zusammenarbeiten von Mann und Frau zugleich Pionierarbeit für jene Erneuerung. Dieses Zusammenarbeiten ist unbedingt nötig; denn die Erneuerung kann nur kommen, wenn Mann und Frau gemeinsam ans Werk gehen; dieses Arbeiten auf ein gemeinsames großes Ziel hin läßt aber auch den Gedanken an persönliche Spielereien und Liebeleien am ehesten in den Hintergrund treten. Ich persönlich glaube fest an die Möglichkeit einer Kameradschaft zwischen Mann und Frau; aber es braucht bestimmte Voraussetzungen dazu: Einmal die gemeinsame Hingabe an eine Sache, die einen über das persönliche hinwegträgt, dann selbständige Persönlichkeiten hüben und drüben, Menschen, die sich ihres persönlichen Wertes bewußt sind und nicht bloß dann sich als vollständiger Mensch vorkommen, wenn sie am Arm eines Vertreters des andern Geschlechtes hangen. Wer nicht in sich selbst etwas ist, und seine Ergänzung immer beim andern Geschlecht suchen muß, der taugt nicht für Kameradschaft. Da sage ich: Hände weg und lieber eine aufrichtige Liebschaft als ein Versteckenspielen hinter der Maske der Kameradschaftlichkeit. Noch einmal: Wir müssen unbedingt zu einer Kameradschaftlichkeit zwischen Mann und Frau kommen; es ist gar nicht denkbar, wie sich sonst das berufliche, das wissenschaftliche, das politische Leben gestalten sollte, an dem Mann und Frau immer mehr

gemeinsamen Anteil haben müssen; aber gerade weil diese Kameradschaftlichkeit so dringend nötig ist, darf sie nicht verfälscht und dadurch in Verruf gebracht werden. Wer diese Kameradschaftlichkeit will, der muß sie ernst nehmen, er muß sich bewußt sein, daß von seiner Art, sie aufzufassen und zu vertreten, es abhängt, ob dem Gedanken neue Freunde oder neue Feinde geschaffen werden. Und da glaube ich, haben gerade wir Frauen eine Aufgabe. Wir sind auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens, in Beruf, Wissenschaft, Politik gewissermaßen die Neulinge, die Eindringlinge; wir sind es, die Einlaß begehren, wir sind es, die ein neues Element der Unruhe, der Leidenschaft in dieses Leben hineintragen könnten; an uns wäre es nun gerade zu beweisen, daß wir mit Gedanken der Reinheit und der Sachlichkeit hineinkommen. Und glauben Sie mir, die Männer werden es uns danken, wenn sie solche Gefährtinnen an uns finden und wir werden auch erst ihre wahren Gefährtinnen sein, wenn wir in solch rein kameradschaftlicher Art mit ihnen verkehren können.

Das schließt durchaus nicht aus, daß uns mit einzelnen auch engere persönliche Bande verknüpfen können. Wenn aus der Kameradschaft zweier junger Leute verschiedenen Geschlechtes sich eine Freundschaft entwickelt, so kann das eine große Bereicherung ihres Lebens bedeuten. Freilich birgt die Freundschaft zwischen den beiden Geschlechtern noch größere Gefahren als die Kameradschaft, weil sie eben ein innigeres Verhältnis ist. Zu einer Freundschaft gehört persönliche Sympathie, Gesinnungsgemeinschaft, vielleicht auch Kampfgemeinschaft, Uebereinstimmung in Geschmack, Neigung, Gewohnheiten. Freundschaft bedeutet Vertraulichkeit, ein Teilnehmen an Freud und Leid des andern, auch an den kleinen Sorgen und Freuden des Alltags. Ein Kamerad, das ist ein netter Kerl, mit dem sich's gut leben läßt; aber bei einem Freund geht die Sache schon tiefer.

Wenn wir uns fragen, ob der junge Mann die Freundschaft des Mädchens oder das junge Mädchen die Freundschaft des Mannes nötiger habe, so möchte ich eher das erstere behaupten. Der junge Mann ist im Ganzen heimatloser und einsamer als das junge Mädchen, wenn er einmal von zu Hause fort ist. Wir Frauen verstehen es besser, ein Heim um uns zu schaffen, Beziehungen zur täglichen Umgebung anzuknüpfen, und doch vermißt der junge Mann bewußt oder unbewußt das, was ihm das Heim bot, Behaglichkeit, Gelegenheit zur Ansprache, Teilnahme der Umgebung an dem, was ihn bewegt. Er hat wohl seine Kameraden; aber mit ihnen kann er über manches nicht reden, was er vielleicht gewohnt war, mit der Mutter oder den Schwestern zu besprechen. Für einen solchen jungen Mann kann eine verständnisvolle, vielleicht etwas ältere Kollegin oder Kommilitonin ein wirklicher Segen sein. Für das junge Mädchen wieder kann es ein großer Gewinn sein, sich mit ihm in Probleme zu vertiefen, die eigenen Auffassungen mit den seinigen zu vergleichen; auch die

mütterlich-schwesterliche Fürsorge für ihn kann für es eine ebenso große Wohltat sein wie für ihn. So dünkt es mich etwas unendlich Schönes um ein solches Freundschaftsverhältnis. Nur müssen wir uns ganz klar sein, daß in diesem innigeren und vertrauteren Verhältnis die Gefahr des Uebergehens in das Erotische groß ist. Gefahr nenne ich es nicht darum, weil ich das Erotische an sich verurteilen möchte, sondern weil dieses Hinüberspielen ins Erotische dem Freundschaftsverhältnis selbst einen Zusatz der Unsicherheit gibt. Es kann manches Wort nicht gesprochen, mancher Freundesdienst nicht geleistet werden, wenn nicht beide Teile von einander wissen, daß sie in der Freundschaft nur Freundschaft und nichts mehr suchen.

Und doch hätten wir auch solche Freundschaften nötig. Auch sie würden dazu beitragen, die Beziehungen zwischen Mann und Frau edler und schöner zu gestalten, und wo immer es den beiden Geschlechtern gelingt, die Flamme der Freundschaft rein und hell brennend zu erhalten, da ist sie wie ein Licht, das unsern Weg in eine bessere Zukunft hinein erhellt.

Darum meine ich, es sei mit der Freundschaft wie mit der Kameradschaft. Diejenigen, die sich fest genug fühlen, ein solches Verhältnis einzugehen, sollen es tun; aber sie sollen sich dessen bewußt sein, daß sie damit eine Verantwortung übernehmen, nicht nur für sich, sondern auch gegenüber der Gesellschaft. Eine solche Freundschaft muß ihnen darum eine heilige Sache sein, keine Spielerei, und vor allem darf nicht versteckte Sinnlichkeit diese Maske verbinden, um dem erotischen Spiel einen neuen Reiz zu verleihen.

Im Uebrigen ist es mit der Freundschaft wie mit der Liebe; sie läßt sich nicht herbefehlen und nicht wegbefehlen; die echte Freundschaft wenigstens und die echte Liebe; es handelt sich deshalb nicht darum, ob sie „erlaubt" oder nicht „erlaubt" sei; es handelt sich höchstens darum, ob wir sie suchen sollen oder nicht, und da würde ich sagen: Nein, gerade in diesem Verhältnis sollte nichts Künstliches und Gemachtes sein; laßt die Freundschaft an Euch herankommen und dann nehmt sie als kostbares, wohlzubehütendes Geschenk! Nehmt sie mit offenen Augen für ihre Gefahren, aber doch auch wieder ohne zu viel Bedenklichkeit.

Eine ihrer Gefahren und nicht die geringste ist die, daß nur bei dem einen Teil aus dem kleinen stillen Flämmchen der Freundschaft die lodernde Flamme der Leidenschaft werde. Darum muß sich jede und jeder bewußt sein, der ein solches Verhältnis eingeht, daß er nicht Ansprüche aus ihm ableiten darf, wenn bei ihm Wünsche erwachen, die der andere nicht befriedigen kann, und darum muß sich jeder und jede hüten, im andern Wünsche zu wecken, die er nicht erfüllen kann.

Gerade wir Frauen können da viel dazu tun. Ob wir einen leisen Unterton von Flirt mit hineinspielen lassen oder rein freundschaftlich bleiben in Wort und Blick, im Ausgesprochenen und im

Unausgesprochenen, ob wir das, was auf Galanterien und kleine Huldigungen hinausläuft, begünstigen oder stillschweigend ablehnen, darauf kommt viel an. Auch da geht es um die ganze Stellung und Würde der Frau. Jede Frau, jedes Mädchen, denen es gelingt, ein solches Freundschaftsverhältnis rein und wahr zu behalten, leisten damit ihrem ganzen Geschlecht einen Dienst und zugleich auch dem Manne; denn auch er sehnt sich darnach, in der Frau nicht nur das Geschlechtswesen zu finden, bei dem im Hintergrund die Ansprüche auf ihn als Geschlechtswesen lauern. Er ist dankbar, in ihr den Menschen zu finden, dem er sich als Mensch anvertrauen kann.

Freilich kann das Freundschaftsverhältnis auch beim einen Teil die erotischen Gefühle auslösen, wenn auch der andere Teil ihn nicht dazu ermutigt. Die Freundschaft zwischen Mann und Frau ist wie ein kostbarer Becher frischen Wassers, aus dem sie sich gemeinsam erquicken. Da kann es eben vorkommen, daß nur der eine Teil wünschte, den Becher mit dem Edelwein der Liebe zu füllen, während der andere an dem klaren Quellwasser der Freundschaft sein Genügen findet. Das ist dann eben Schicksal, mit dem die beiden, jedes in seiner Art, fertig werden müssen.

Erwacht aber dieser Wunsch in den Herzen beider, dann ist es auch wieder Schicksal und niemand wird ihnen darob zürnen. Diese Liebe kann einen wunderbaren Reichtum in ihr Leben bringen, alles neu beleuchten und beleben. Wer möchte und wer könnte ihnen da Einhalt gebieten? Die Forderung ist nur auch hier wieder: Laßt sie kommen! Sucht sie nicht! Macht keinen Sport daraus! Erniedrigt sie nicht zu einer alltäglichen Erfahrung! Haltet sie heilig!

„Die Liebe heilig halten! Ist das nicht ein etwas altmodisches Ideal? Liebe und Verliebtheit ist doch etwas Naturhaftes und gehört zur Jugend. Man muß nur bei unsern großen und kleinen Dichtern nachlesen, wie früh die angefangen haben mit ihren Liebesgeschichten. So eine kleine glückliche oder unglückliche Liebe gibt dem Leben erst Reiz und Abwechslung. Heute die und morgen jene! Heute den und morgen jenen, das ist auch ein Stück studentischer Freiheit, Freiheit der Jugend überhaupt, und es ist ein überwundener Philisterstandpunkt, mit dem Begriff Liebe immer gleich Zivilstandsamt und Traualtar zu verbinden! Da ist die Liebe auf Zeit etwas viel Schöneres; nachher ist jedes wieder frei. Das ist eine Freiheit, die sich die Frau auch noch erobern muß; bis jetzt verzieh man es nur dem Manne, wenn er von Blume zu Blume flatterte. Heute muß sich auch das Mädchen das Recht erobern, an allen Kelchen zu nippen oder sich auch satt zu trinken bis zum Taumel."

Ich weiß nicht, wie viele ihrer heute sind, die so reden. Ich weiß nur, daß es ihrer immer noch gibt; die einen sagen mir: mehr als man dächte, die andern meinen, ihre Zahl werde doch zusehends kleiner. Mich dünkt das Erstere nicht unwahrscheinlich, ist doch unsere Welt erfüllt von Freiheitsbestrebungen aller Art und verbindet sich

doch mit dem Begriff Freiheit so gerne der Begriff der Ungebundenheit.

Ich aber möchte gerade im Hinblick auf diese Freiheitsbewegungen sagen: Laßt uns hier und überall aufräumen mit diesen falschen Begriffen von Freiheit! Freiheit, wenn sie nicht zur Anarchie, zum Chaos führen soll, bedeutet nicht Ungebundenheit, sondern erhöhte Verantwortlichkeit gegenüber dem Einzelnen und der Gesellschaft.

Hier stoßen nun eben einfach zwei Weltanschauungen aufeinander. Fassen wir unser eigenes, persönliches Leben und das Leben überhaupt als etwas Zufälliges, eines tieferen Sinnes Entbehrendes auf, dann mögen wir freilich uns auch vom Zufall und von den Gefühlen des Augenblickes leiten lassen; dann hat aber auch alles Forschen und Arbeiten und Kämpfen keinen Sinn; dann ist alles nur Spiel. Zu jenen, die auf diesem Standpunkte stehen, kann ich auch nicht reden; wir gehen von zu verschiedenen Voraussetzungen aus, als daß wir einander verstünden. Wenn einer sich damit vergnügt am Strand des Meeres eine Sandburg zu bauen, wissend, daß die nächste Flut sein Werk verschlingt, so käme es ihm natürlich lächerlich pedantisch vor, wollte ich ihm Weisung geben, nicht Burgen und Schlösser müsse man jetzt bauen, sondern Arbeiterwohnungen.

Meine Voraussetzung ist eben, daß das Leben kein Spiel, sondern eine ernste, schwere, aber im Grunde genommen doch herrliche Aufgabe sei, ein Kampf um bleibende Güter, eine Aufwärtsentwicklung des Einzelnen und der Menschheit.

Von dieser Voraussetzung ausgehend, sage ich: Ja, um Freiheit müssen wir ringen für uns und für andere, für den Einzelnen und für die Menschheit; aber diese Freiheit bedeutet nicht eine Loslösung des Einzelnen von der Gesamtheit, nicht eine Aufhebung der Verantwortlichkeit; sondern die bedeutet im Gegenteil eine neue feste Bindung der Menschen aneinander, eine Erhöhung der Verantwortlichkeit des Einzelnen. Das Kind, das an der Hand der Mutter spazieren geht, hat keine Verantwortung; sobald es aber die Hand der Mutter losläßt, muß es selbst auf seine Schritte achten, selbst den Gefahren ausweichen und selbst dafür sorgen, daß es für die andern kein Hindernis bildet. So ist es auch mit der Freiheit der Jugend, der Menschheit überhaupt. Es ist im Grunde genommen die Freiheit, uns selbst im Zaum zu halten, statt uns von andern zäumen zu lassen.

Das gilt von den großen Kämpfen draußen und das gilt von den Kämpfen des Einzelnen mit seiner Umwelt; das gilt auch von dem Kampf um das eigene Lebensglück.

Nun weiß ich freilich, daß sich das Herz keine Vorschriften machen läßt. Ich habe auch nicht im Sinn, Ihnen anzubefehlen, Sie sollten es nicht verlieren, ja nicht einmal, Sie sollten es nicht an einen Unwürdigen verlieren; denn, wo die Liebe einmal da ist,

frägt sie nicht mehr nach Würdig oder Unwürdig. Ich weiß auch, daß die Naturen verschieden sind, daß dem einen das Blut viel heißer durch die Adern rinnt als dem andern, daß die Gefahren für die einen viel größer sind als für die andern; die einen mögen durch ein halbes Dutzend Tändeleien mit heilerer Haut hindurch kommen als die andern durch eine einzige; dabei glaube ich, daß gerade die wertvollern Menschen leichter Schaden nehmen. Ich weiß auch, daß die einen glückshungriger, innerlich einsamer sind als die andern und leichter der Versuchung unterliegen; die einen üben auch, ohne es zu wollen, eine größere Anziehungskraft aus auf das andere Geschlecht und manche, die äußerlich nicht anziehend sind, versuchen gerade aus Trotz gegen das Schicksals durch allerlei Künste und Raffiniertheiten ihre Macht auf das andere Geschlecht zu erproben. Es steckt hinter jeder einzelnen dieser glücklichen und unglücklichen Liebesgeschichten und Liebeleien so viel ungesättigtes Glücksverlangen, soviel Schuld und Irrtum der Gesellschaft, daß wir sie eigentlich weder mit einem leichten Lächeln abtun dürften, wie wir Aeltere es gewohnt sind, noch über den Einzelnen ein hartes Urteil fällen, der von seiner Leidenschaft überwältigt, auf einen Irrweg gerät.

Aber es ist etwas anderes, einen begangenen Fehltritt zu verstehen und zu entschuldigen oder diesen Fehltritt gewissermaßen schon zum Voraus gutzuheißen. Es ist zweierlei, sich in einem unbehüteten Augenblick von seiner Leidenschaft übermannen zu lassen oder die Leidenschaft in sich und dem andern selbst aufzupeitschen, Abenteuer zu suchen und herbeizuwünschen. Es ist nicht das Gleiche, ob man aus seiner eigenen Schwäche einen Götzen macht, dem man stolz ist zu opfern, oder ob man die Schwäche als Schwäche anerkennt und gegen sie ankämpft.

Ist denn aber die Liebe eine Schwäche, gegen die man ankämpfen muß? Nein, gewiß nicht. Die rechte Liebe ist nicht Schwäche, sondern Kraft; aber das Tändeln und Spielen mit der Liebe, das ist Schwäche und kommt aus der Schwäche eines unbefriedigten und unausgefüllten Lebens. Und drum meine ich, daß nicht wir die Altmodischen sind, die wir der Liebe einen andern Platz einräumen möchten im Leben der Jugend, als sie es bisher hatte, sondern daß jene nicht mit ihrer Zeit fortgeschritten sind, die meinen, Jugend und Verliebtheit seien zwei so unzertrennliche Begriffe.

Sehen Sie, wenn Sie sich so ein idyllisches Mädchenleben von vor hundert Jahren denken, da gehörte eine Liebesgeschichte unbedingt hinein; das war, wenn sie mit einer Heirat endete, die große Wendung, in der sich das ganze Schicksal des Mädchens entschied, wenn sie unglücklich ausging, das große Erlebnis, dem es in freudvoller und leidvoller Erinnerung zehrte. Heute ist die Frau doch so weit befreit, daß sie sich selbst ihr Leben bauen kann und daß sie ihr Schicksal nicht mehr aus der Hand des Mannes entgegennehmen muß. Heute haben wir auch so schwere Probleme zu lösen,

so große Kämpfe auszufechten, daß sich unsere Sehnsucht nach Erleben und Erfassen des Lebens auswirken kann, auch wenn das aller persönlichste Erleben mehr in den Hintergrund gedrängt wird. Heute hat die unverheiratete Frau ihre Lebensaufgabe so gut wie die verheiratete, ja für manche Aufgabe ist sie freier als die andere. Heute steht Sein oder Nichtsein der Menschheit auf dem Spiel; verblassen neben diesen zum Himmel auflodernden Feuerbränden nicht die kleinen Irrlichtlein persönlicher Liebesabenteuer?

Gewiß möchte ich damit nicht die Liebe aus dem Leben der Jugend ausschalten. Wenn ich meine, die kleinen Liebeserlebnisse dürften etwas weniger ernst genommen, namentlich weniger gesucht werden, so möchte ich die Liebe selbst im Gegenteil viel ernster genommen wissen. Sie ist ein Geschenk des Schicksals, das wie ein Schatz gehütet werden müßte. Dazu gehört vor Allem auch eins: daß sie nicht zum Gegenstand dummer Prahlereien und dummer Neckereien gemacht würde. Die Liebe, die auf allen Gassen erzählt, wie sie geliebt wird und liebt, ist schon entheiligt. Liebe ist wie die Freundschaft eine stille und doch starke Gewißheit des gegenseitigen Verstehens, des gegenseitigen Vertrauens, der Gemeinsamkeit des Wollens und Wünschens und Hoffens. Wo sie das ist und je mehr sie das ist, wird ein Breitschlagen von dem, was sie einem bedeutet, zugleich eine Preisgabe des andern. Und wir Außenstehende sollten uns auch hüten, durch blöde Witzeleien und Anspielungen das stille Wunder zur Alltäglichkeit zu machen oder durch Fragen und Forschen in das Heiligtum eindringen zu wollen.

Aber, wenn ich in diesem Sinne meine, daß die Liebe das heilige Erlebnis zweier Menschen sein solle, in das sich kein Dritter einmischen dürfe, so meine ich doch nicht, daß sie mit ihrer Liebe machen dürfen, was sie wollen.

Freiheit entbindet auch hier nicht von Verantwortung und heißt nicht Loslösung von der Gesamtheit. Die Liebe ist ein Geschenk und ein Geschenk darf nicht verschleudert werden. Die Liebe ist ein Baum, der den beiden jungen Menschen zur Pflege anvertraut wurde. Es ist nicht gleichgültig, ob sie ihn in ein Treibhaus setzen, ihn zu verfrühter Blüte und zum verfrühten Absterben bringen, ob sie ihn an die Straße pflanzen, wo er nicht Wurzel fassen und wo jeder nach seinen Zweigen langen kann, oder ob sie ihm sorgfältig einen stillen sonnigen Winkel in gutem Erdreich aussuchen, wo er grünt, blüht und Frucht trägt, nicht nur ihnen, sondern auch der Gesamtheit zur Freude. Jedes menschlich schöne und reine Verhältnis ist ein Schatz, an dem sich nicht nur die freuen, die ihn besitzen, sondern alle die, die mit ihnen in Berührung kommen, ein Quell, aus dem sich viele stärken, ein Eiland, das vielen Rast bietet.

Und eine beschmutzte und in den Staub gezerrte Liebe ist eine Schädigung nicht nur für die beiden Menschen selbst, die sie nicht

hochzuhalten wußten; sie ist ein vergifteter Quell, von dem eine Ansteckungsgefahr ausgeht für die ganze Umgebung.

Was nenne ich aber eine in den Staub gezerrte Liebe? Kann die Liebe in den Staub gezerrt werden? Ist nicht alles, was die Liebe verlangt und tut, heilig? Wenn sich zwei Menschen so lieben, wie ich es geschildert habe, so werden sie sich doch nichts antun, was sie schädigt?

Doch ja! Die Liebe ist heilig; aber wir Menschen sind es nicht. Wir haben unsere sehr menschlichen und oft untermenschlichen Begierden, die mit der Liebe nicht viel gemein haben. Sie wollen befriedigt sein und fragen dann wenig danach, um was für einen Preis. Aber sie kleiden sich gern in das Gewand der Liebe und das fällt ihnen leicht, weil sie eben doch etwas mit der Liebe gemein haben: Die Liebe sehnt sich danach, ganz zu besitzen und sich ganz hinzugeben. Die sinnliche Begierde will auch gleichzeitig ganz beherrschen und ganz sich unterjochen lassen. Sie freut sich ihres Herrschertums wie ihres Sklaventums.

Diese Begierde schlummert in jedem von uns, ist sie doch nichts anderes als die Verzerrung des Gattungstriebes, der in uns angelegt ist als eine natürliche Regung wie Hunger, Durst, Schlaf, nur mit dem Unterschied, daß die Befriedigung von Hunger, Durst, Schlaf der Selbsterhaltung, die Befriedigung des Gattungstriebes aber der Arterhaltung dient. Schon daraus geht hervor, daß wir mit der Befriedigung des Gattungstriebes den Schritt über uns selbst hinausmachen und nicht mehr Einzelwesen, sondern Glieder der Gesamtheit sind und darum auch der Gesamtheit für unser Tun und Lassen verantwortlich werden.

Ist das aber nicht auch wieder sehr altmodisch, zu meinen, sinnliche Liebe und sinnliche Befriedigung der Liebe habe unbedingt etwas mit der Fortpflanzung zu tun? Man liebt sich, man gehört sich an; das heißt noch lange nicht, eine Familie gründen. „Mein Körper gehört mir, ich habe das Verfügungsrecht drüber. Wenn ich ihn dem gebe, der mich liebt, so will ich mich deswegen noch nicht mit den Fesseln belasten, die ein Kind bedeuten würde.“ Derer, die so sprechen, sind nicht wenige und derer, die danach handeln, noch mehr. Ich weiß nicht, ob es jenen Menschen nie in den Sinn kommt, was für einen klaffenden Widerspruch es bedeutet, sich das eine Mal auf den natürlichen Menschen zu berufen, der das Recht hat, seine natürlichen Triebe zu befriedigen, dann aber dort, wo die Natur am lautesten sprechen sollte, bei der Erhaltung der Art, ihre Stimme ganz zu überhören. Da sage ich dann sehr entschieden: Ist nus in dem einen Fall die Natur oberstes Gesetz, soll sie es auch im andern Falle sein.

Aber ich persönlich meine freilich, daß wir noch andere Gesetze in uns tragen als die Gesetze der Natur, daß über den Forderungen der Natur die sittliche Forderung steht. Diese sittliche Forderung

verlangt von uns die Beherrschung unserer Triebe; sie verlangt nicht ihre Ausschaltung; aber sie verlangt, daß wir uns nicht zu ihrem Spielball hergeben. Sie verlangt Treue in unsern Beziehungen zu einander und sie verlangt von uns, daß wir die Folgen unseres Tuns auf uns nehmen.

Diese Forderung gilt in der Ehe so gut wie vor der Ehe; denn durch das Zivilstandsamt wird nicht auf einmal sittlich, was vorher unsittlich war. Durch den Gang zum Zivilstandsamt bekunden wir nur, daß wir gewillt sind, unser Leben und Schicksal dauernd miteinander zu verknüpfen; wir legen vor der Gemeinschaft das Versprechen der Treue ab und bekennen uns dadurch zu der Verantwortlichkeit gegenüber der Gemeinschaft. Die öffentliche Traung ist ein Symbol, eine Anerkennung der sittlichen Forderung, aber noch lange nicht ihre Erfüllung; um die müssen wir in der Ehe selbst erst ringen.

Umgekehrt können Menschen, die in einer freien Liebe sich verbunden haben, in einem sittlicheren Verhältnis zu einander stehen als ungezählte Eheleute. Mir schwebt da zum Beispiel die freie Ehe vor, die die englische Schriftstellerin, George Eliot, mit dem Goetheforscher und Zoologen George Lewis verband, ein Verhältnis, das in Bezug auf Reinheit, Treue, gegenseitiger Verantwortlichkeit zu dem schönsten gehört, was ich kenne. Aber nur Menschen von einer großen sittlichen Kraft und Reinheit können es sich zutrauen, sich von den äußern Fesseln und Vorurteilen loszumachen und einzig auf ihr sich gegenseitig gegebenes Wort zu bauen. Solche Menschen gehen aber eine solche Verbindung auch nicht leichtsinnig ein. Wer die Tagebücher George Eliots kennt, weiß wie viel Kampf und Entsagung der Entschluß sie kostete und was für ein Ernst dahinter stand. Damit ist das leichte Sich-Finden und Sich-Loslösen nicht zu vergleichen, das von einem Teil unserer Jugend und einem Teil ihrer Führer als Ideal verkündet wird.

Ich glaube und hoffe aber doch zuversichtlich, daß es ein absterbendes Ideal ist. Es gehört in die ganze absterbende Welt mit ihrem Glauben an das Recht der Gewalt, ihrer Vergötterung der Natur, ihrer Leugnung sittlicher Kräfte, in die Welt der Verantwortungslosigkeit, die ihren furchtbaren Zusammenbruch erlebt hat.

Die neue Welt aber muß nach neuen Idealen orientiert sein. Die Gewalt muß ersetzt werden durch das Recht, die Verantwortungslosigkeit durch die Solidarität, die Zerissenheit durch die Gemeinschaft, die Herrschsucht durch die Bereitschaft zum Dienen, die Besitzgier durch die Bereitschaft zum Opfer.

Und diese Ideale müssen Geltung haben im persönlichen wie im öffentlichen Leben; Menschen, die in ihrem eigenen Leben nicht Selbstsucht, Treue, Verantwortungsgefühl kennen, werden auch im öffentlichen Leben diese Kräfte nicht stärken können.

„Aber wir sind nun eben keine Heilige, weder im Privatleben noch im öffentlichen Leben! Wir sind Menschen, nichts als Menschen

mit Schwächen, Fehlern, Leidenschaften, voll Herrschsucht und Besitzgier! Willst du uns über Nacht zu Engeln machen?" Denen, die mich so fragen, antworte ich: Nein, ich weiß wohl, daß das, was ich vor Ihnen aufgestellt habe, Ideale sind, für keinen von uns erreichbar. Aber es sind Ideale, die unserm Leben Richtung und Ziel geben, an denen wir das, was ist und was wir sind, messen können, damit wir wissen, was Bestand haben soll und was des Unterganges wert ist, was in uns gepflegt und was eingedämmt werden muß.

Wenn wir nicht vollkommen sein können, so ist es doch schon etwas Großes, sich nach Vollkommenheit zu sehnen; wenn wir unser Leben nicht frei von Schuld halten können, so ist es doch entscheidend, daß wir die Schuld als Schuld erkennen. Wir mögen hinter unseren Aufgaben zurückbleiben, wenn wir uns nur große Aufgabe gestellt haben, so wird doch unser Leben von ihnen Wert und Bedeutung erhalten.

Die Welt, in der wir leben, sagt: das ist Recht, Sittlichkeit, Ethik, was mir dient. Unsere Losung muß sein: Was Recht, Sittlichkeit, Ethik ist, dem diene ich, und wir werden es erfahren: Trotz aller Unvollkommenheit unseres Dienstes wird er uns damit belohnt, daß die Kräfte, denen wir dienen, auch uns wieder dienen, indem sie unser Leben reicher, schöner und tiefer machen. Kameradschaft, Freundschaft und Liebe das sind verschiedene Symbole für die eine Wahrheit, daß der Mensch den Menschen nötig hat.

Das Ich allein ohne Du
Schwankt im Leben und ist ohne Ruh.
Erst, wo das Ich mit dem Du sich verbunden
Da hat es seine Ruhe gefunden.

Wie wir uns in diesem ersten und einfachsten Gemeinschaften zu einander einstellen, darin liegt wieder ein Symbol für die Beziehungen des Menschen überhaupt, die Beziehungen von Mann und Frau, von Klasse und Klasse, von Volk und Volk.

So ist jedes, ob es wolle oder nicht, hineingestellt in die große Gemeinschaft und kann Segen oder Fluch für sie werden. Das ist die große Verantwortung, aber auch der große Reichtum unseres Lebens.

Clara Ragaz.

Zwei Traureden.

Ehe und Gottesreich.

„Einen neuen Himmel und eine neue Erde auf denen Gerechtigkeit wohnt, erwarten wir nach Gottes Verheißung."

Man kann sich die Größe der durch Christus in der menschlichen Seele geweckten Lebenshoffnungen gar nicht deutlicher zum Bewußtsein bringen, als durch dieses Wort aus dem zweiten Petrusbrief. Es ist die deutlichste Ablehnung jener Anschauung, die